

Stefan Sommer

PARTY PEOPLE

Roman

OTTO MÜLLER VERLAG

Vom Vorplatz des Châteaus blicken wir auf die Jardins de la Roi. Es ist Nacht. Im Norden die Lichter von Paris. Dazwischen die Wälder von Yvelines. Schweigend stehen wir voreinander. Ich in ihren Atemwolken. Sie in meinen. Ich weiß, sie halten mich für ein Arschloch. Ich kann selbst kaum fassen, dass die beiden Boys für mich tun, was sie tun. Es könnte das Frechste sein, was ich mir je habe vertraglich zusichern lassen.

Ich weiß, sie würden lästern.

Sie wissen aber, ich spreche ihre Sprache. Weil sie dieses dummdreiste Portrait von mir in der *VOGUE* gelesen haben, in dem ich erzählt habe, mit deutschem Vater und französischer Maman drüben auf der anderen Rheinseite aufgewachsen zu sein. Deshalb fragen sie nicht nach den Orchideen, die ich mir schwarz und stachelig selbst über den Oberkörper tätowiert habe. Wahrscheinlich halten sie körperliche Distanz zu mir, weil ich der Reporterin damals auch erzählt habe, wen ich sexuell präferiere. Wie verlegen sie vor mir stehen, entwickle ich fast so was wie Mitleid. Der eine in einer Bomberjacke von ACNE Studios. Ein Lockenkopf mit hellwachen Augen. Den ich um seinen Haaransatz beneide. Der andere, neben ihm, in einer Burberry-Teddyfellweste über dem Rollkragenpullover. 985 Euro auf den Champs-Élysées. Eine Miss-Sixty-Basecap in Washed-Denim tief in die Stirn gezogen. Darauf das Firmenlogo aus Strasssteinen. Vier Euro im Sale bei Shein. Das ist sein Humor. Ein Patrice oder Rémy oder Serge. Mit einer Jawline, an der ich mich schneiden werde, falls ich ihn später ohrfeige.

Sie halten noch durch. Sie warten auf den großen Comic Relief wie in einer Sitcom. Etwas, das mich menscheln lässt, wie man sagt. Vielleicht ein Niesanfall, ein offener Reißverschluss. Ein unbeholfener Moment, der uns zu Verbündeten macht, worüber wir vergessen, wer wen bezahlt.

Also lauern sie und ich lauere und daraus wird nichts entstehen, außer lächerlichem Schweigen. Sie haben das Smalltalken gelassen, als ihnen nichts mehr einfiel. Vermutlich sind sie selbst DJs, denen das Closing, die letzte Playtime versprochen wurde, falls sie mich betreuen. Das behalten sie in Gedanken, egal, wie frech ich werde. Ihre Oberarme krampfen von der Last, die sie für mich stemmen. Ich sehe ihren Ehrgeiz. Mir nachzufolgen. Doch vielleicht ist da in ihren Blicken auch Mitleid. Vielleicht hatten sie vorhin auf der Herfahrt aus dem Grand Trianon im Golfcart schon verstanden, dass es mir nicht darum geht, sie zu demütigen. Ich denke an Louis XIV, die Bediensteten, die den königlichen Kot aus den Fluren kehren mussten, und an die herabstürzenden Guillotinen auf der Place de la Concorde. Ich denke an das Feuerzeug. Das metallische Ratschen, wenn man die Flamme mit dem Daumen entzündet. Daran, wie ich es mir aus der Manteltasche holen könnte. Und daran, wie es erst die Handinnenfläche, und dann alles in mir taub machen würde. Es ist ein 23. Dezember, an dem ich ahne, was für ein Heiligabend über mich hereinbrechen wird.

Anyway, aus dem Château dringt Sound zu uns nach draußen auf den Vorplatz. In den Spiegeln, die in der Galerie des Glaces drinnen auf Fensterhöhe hängen, sehe ich Stroboskoplicht. Es zuckt durch Nebelschwaden. Hellrot erhitzte Gesichter. Oder das, was von ihnen übrig ist. Wir kennen dieses Gefühl. Im Zwerchfell. Hinter der Haut. Wenn man durchatmen kann wie sonst nirgends. Die Bassdrum dumpf wie Sex durch die Wände der Nachbarwohnung. Wir haben es erlebt. In vielen Nächten. Trotzdem – das wissen sie und das weiß ich – gehören wir nicht zueinander. Da ist etwas Verbissenes in ihren Blicken. Es wird das Gewicht sein. Vielleicht die Hitze. Monsieur

Haaransatz richtet einen portablen Infrarotheizstrahler auf mich. Seine starken Oberarme stemmen den Apparat, der nicht aufhören will zu zirpen. Als kreise ein Schwarm um uns. Der andere, Monsieur Jawline, hält einen Regenschirm über mich, damit ich den Schneeregen nicht ab bekomme. Sie müssen mich trocken halten und warm, während ich shirtless in der bläulichen Versailler Nacht herumstehe, um für meinen Auftritt einen freien Kopf zu bekommen. Der eine schwitzt. Der andere wird nass. Ich könnte eine Jacke tragen. Ich könnte mir eine Mütze über den kahlrasierten Schädel ziehen. Ich tue es aber nicht, weil ich testen will, wann jemand sagt: Nein. Endlich sagt: Das ist genug.

Es passiert nicht. Ein „environmental-friendly heater“ und ein „umbrella guy“ sind im Vertrag als „mandatory“ fixiert. Der Sponsor, ein Tech-Konzern aus Palo Alto, der das Event für den Launch eines autonomen E-SUV im Premiumsegment finanziert, hatte diesbezüglich keine Nachfragen.

Von der Rückseite des Gebäudes kommt ein Küchengehilfe zu uns. Die Boys scheinen ihn zu kennen. Auch er stellt keinerlei Fragen, warum der eine einen Regenschirm über mich hält und der andere mir mit einem Heizstrahler über den Platz folgt.

„Ça va?“, fragt er nur und wir nicken.

Er trinkt Kronenbourg aus der Flasche. Die blondbraunen Haare zerzaust. Malachitgrüne Augen. Schlank wie eine Rasierklinge. Ein Geschirrhandtuch über der Schulter. Eine Zigarette, die er hinter dem Ohr hervorholt. Er fragt mich nach Feuer, weil er mich wohl nicht erkennt. Ich habe keins, deshalb fragt er den mit dem Regenschirm neben mir. Der hat zwar ein Feuerzeug, aber keine Hand frei. In der einen hält er den Schirm, und in der anderen seine glimmende

Gauloises Blonde. Weil ich nichts trage, bittet er mich mit einem charmanten Blick auf seine vollen Hände, dass ich ihm den Schirm abnehme, damit er seinem Copain Feuer geben kann. Wir schauen uns in die Augen. Ich rühre mich aber nicht. Ich rühre mich so lange nicht, bis er seine Zigarette letztendlich zwischen den Lippen festhält und umständlich mit der nun freien Hand in seiner Jackentasche das Feuerzeug sucht, um sie selbst dem Freund anzuzünden zu können. Er schüttelt nicht den Kopf. Er lässt nicht mal die Schultern hängen. Er macht es einfach. Niemand kommentiert mein Verhalten.

Irgendwann wird einer aber etwas sagen. Es wird bald sein und abrupt und wütend wie ein Hustenanfall. Ich sehe, dass sie nicht mehr wissen, wie sie es zurückhalten sollen. Es fühlt sich ein bisschen so an, auch wenn es heute doch anders ist als damals, als ich an meinem Abschlussball Édith Piaf vor der Schule gesungen habe. Ich und ein Mädchenlied. Diese Geschichte kennt jedes Kind in unserem Nest daheim im Hochschwarzwald. Ich habe es mit Bewunderung vorgetragen. Warm und klar und mit dem Pathos einer letzten Nacht, wenn alles egal ist. Ich trug kein Make-up, kein Kleid. Nur Jeans und Shirt. Trotzdem vergesse ich ihr Starren nicht. Nicht, weil es mich verletzt hat – auch wenn es so ausgesehen haben mag –, sondern weil sie mir in ihrer schieren Hilflosigkeit leidtaten. Außerdem war es auch einfach urkomisch, wie sie nicht wussten, wohin mit ihren Händen und Augen. Wie sie zu ihren Eltern hochgesehen haben, aber auch die nur mit den Schultern zucken konnten. Als am Ende doch einige klatschten, stand ich längst nicht mehr auf der Bühne. Eine Stunde später saß ich im Nachtzug nach Paris.



Ein Local, der in dieser Nacht vor mir dran ist, weil er weniger Instagramfollower hat, wärmt den Dancefloor für mich auf. Ich klatsche Beifall, als hätte ich zugehört. Währenddessen steige ich eine Treppe hinauf zur Bühne, die am Kopfende der Galerie des Glaces, dem langen, schlauchartigen Spiegelsaal, unter der Saaldecke installiert wurde. Der Kameramann dicht hinter mir. In 4K filmt er meinen Aufgang. Mit schwarzem Klebeband ist vor mir am Boden ein Spot markiert. Das Lichtdouble hat es bei der Stellprobe am Nachmittag angebracht. Darauf bleibe ich stehen. Der Kameramann läuft im Kreis um mich. Er verlagert die Tiefenschärfe von mir auf die Tanzenden im Hintergrund. Und wieder zurück auf mich. Er muss sich dafür durch die Guestlist zwängen: das Upper Management von Prometheus, und CEOs von Streamingplattformen. Weil der Kameramann wiederholt mein Gesicht aus einem nicht autorisierten Einstellungswinkel filmt, erinnere ich ihn mit einem Tritt gegen sein Schienbein an die getroffenen Absprachen, der im Livebild nicht zu sehen sein wird. Ich entwickle ein Doppelkinn. Ein Low-Angle-Shot wie dieser auf mein Gesicht ist im Artist Rider deshalb strengstens untersagt. Auch die ersten Krampfadern auf den Handrücken sind tabu. Was später noch ganz anders von Vorteil für mich sein wird. Weil von dem, was in weniger als fünfundvierzig Minuten auf dieser Bühne passieren soll, darf im Falle juristischer Konsequenzen kein Bildmaterial existieren.

Ich stelle mich zuerst hinter den DJ, bis sein letzter Track endet. Er verbeugt sich. Dann lächelt er, ein kindliches Lächeln. Sein Grateful Dead-Bandshirt tiefschwarz verschwitzt, seine Nackenmuskeln zucken unter dem dünnen Baumwollstoff. Früher als Teenager soll er nach einer der Demonstrationen in der Rue d'Austerlitz eine Nacht in

Untersuchungshaft verbracht haben. Damals soll er seine Fans auf Raves mit Bier geduscht haben, das er aus Plastikbechern von der Bühne gespritzt hat. Bunte Schnürsenkel hätte er getragen. Vielleicht eine Idee seiner Agency, vielleicht auch nicht. Er umarmt mich jedenfalls betont herzlich. Ich spüre seinen warmen, festen Körper an meinem. Auch ich versuche kollegial zu wirken, als mir die Kamera nahekommst. Mir werden Smartphones entgegengestreckt. Das Flashlight der Kameras auf mir. Kurz sehe ich nur helles Licht. Ich werde zu Content. Die Lustrés, die Porzellankacheln, die Marmorstatuen, die Pilaster und Arabesken glühen um mich todernt wie zur Mitternachtsmesse in der Église Saint-Pierre an Heiligabend. Das Licht erhellt den Salon, in dem im letzten Jahrtausend ein Weltkrieg beendet wurde und heute die tanzen, die auf dem richtigen Kontinent geboren sind. Wahrscheinlich müsste ich ergriffen sein. Davon, wie verliebt sie mich ansehen. Davon, wie sehr sie den Augenkontakt suchen. Davon, wie nah sie einem Menschen kommen wollen, den sie nur von Screens kennen. Nicht aus Clubs, weil sie erwachsen wurden, allein in ihren Zimmern. Ich sehe aus wie damals in den Livestreams. Die Accutanetabletten wirken. Der Moisturizer. Die Renewing Cream. Die Epidermis, glatt und elastisch und hyperhydriert. Als wäre ich hinter durchsichtiger Polyethylenfolie. Ich sehe sie, und sie denken, sie sehen mich auch.

Dann fängt alles an, aber eigentlich hört alles auf. Der Moment ist da, für den sie einhundertsiebzig Euro im Early-Bird-Vorverkauf bezahlt haben. Ein Schock wie der freie Fall, nur simpler: Das Licht geht aus. Kleinhirne switchen auf Ernstfall. Und dann die große Erleichterung, weil doch niemand stirbt. Licht an, und alle noch da. Den Kopf im Nacken starre ich nach oben. So sehen sie das Weiße meiner Augäpfel, als befände ich mich in einem Trancezustand. Ein

Gemälde über mir. *L'Europe chrétienne en paix*. Das christliche Europa in Friedenszeiten. Weiße Männer, Weiße Frauen, ihre Weißen Kinder auf einer Lichtung. Ein Sommertag, ein makelloser Himmel. Wie Engel rennen die Kinder zwischen den Beinen der Erwachsenen. Im Zentrum eine Frau mit Locken im Brokatkleid mit Füllhorn in der Hand und Kriegshelm auf dem Haupt. Göttliches Licht fällt durch Baumwipfel auf fette Wanste.

Dann ein Blitz.

Noch einer.

Ich recke die Arme zum Himmel, als kämen die taghellen Einschläge tatsächlich von da, als könnte *ich* sie kontrollieren. Da, endlich, höre ich auch meinen Namen. Nicht den Namen, den ich von Geburt an trage. Den Namen, den ich mir selbst gegeben habe. Er trifft mich von überall, als ich den Sandisk-USB-Stick in den CDJ 3000 NEXUS hineinstecke. In einem Folder liegt der Openingtrack, die Ouverture. Der Sohn eines Hollywood-Schauspielers – nennen wir ihn Michael – hat ihn produziert. In einer schwülen Septembernacht hat er ihn mir aus seiner Villa hoch über dem Pazifik in Calabassas gemailt, weil ihm sein Vater, ein bildschöner Mann, dazu geraten hat. Ein brutaler 145-BPM-Edit eines amerikanischen Raptracks über diese besondere Form der Einsamkeit, wenn alle Freunde jung verstorben sind. Erst die Vocals. „All my friends are dead, push me to the edge.“ Ich lasse den Beat dann aber nicht einsetzen, sondern stoppe den Sound.

Und halte die Stille aus.

Eine elektrische Spannung, die sich von denen ausbreitet, die es verstehen, über die, die es verstehen wollen. Nach hinten, bis zu denen, denen es nicht um ein Verstehen geht. Früher schoss mir in solchen Momenten Adrenalin durch das Nervensystem. Das Rückenmark hinauf. Über den Nacken. Den Hinterkopf. Dann wie ein Flächenbrand über

die Kopfhaut, den Schädel hinunter über die Schläfen. Ein Knistern in mir, als würde trockenes Holz lichterloh Feuer fangen. Früher hielt ich das für Transzendenz. Mittlerweile ermüdet mich ihre überschwängliche Reaktion darauf. Dieses Bedürftige daran, nur noch exhausting. Es ist so fromm und keusch und ahnungslos. Ich denke an Michael, der in Calabassas in seinem Jacuzzi vor dem Plasmascreeen sitzen wird. Ich denke daran, wie viel lieber ich dort wäre. Und bringe es dann doch über mich. Als ich den Playbutton drücke, die Vocals zurückkommen, weiß ich, es wird das letzte Mal sein in dieser Nacht. Lichtblitze wie Trommelwirbel. Der Build-Up peitscht sie auf. Sie wollen sie. Und ich gebe sie ihnen: die Kickdrum. Das mag prollig sein. Es funktioniert aber. Der Raum ist ein anderer. Ich sehe in erleichterte Gesichter. Manche schließen ihre Augen, um sich intensiver in die Wucht der tiefen Frequenzen fallen lassen zu können. Ich weiß nicht, ob ich das so je wieder kann. Etwas, das ich aber nicht zu lange denken darf, weil ich sonst in diesen Heulkampf ausbrechen würde, den ich seit Jahren erwarte.

Da legt mir Philippe Autié von hinten seine Hand auf die Schulter.

„Mon cher, you are a bold motherfucker“, brüllt er mir ins Ohr. Der Ururenkel von Léonard Autié, dem Coiffeur von Marie Antoinette, riecht nach Le Labo, seinem liebsten Sauvignon Blanc aus dem Loiretal. Er nennt sich selbst „La Contessa“. Da sein Ururgroßvater der Königin das französische Schlachtschiff *Le Belle Poule* damals in die Haare geflochten haben soll – eine Anekdote, die er liebt –, ist er im Schloss willkommener Gast. Er drängt seinen drahtigen Altherrenkörper an mich. Philippe will mit mir gesehen werden. Er fasst mir um die Hüften, aber es geht nicht um mich, sondern um die Boys auf dem Dancefloor. Ende der Neunziger soll er stiller Teilhaber an einem Nachtclub auf

den Champs-Élysées gewesen sein. Er soll Daft Punk entdeckt haben. Philippe erzählt auch diese Geschichte nicht nur, wenn man ihn darum bittet.

„Chérie“, wiederholt er lauter. „Your agent told me, tu fais le Fred Again at the end? C’est vrai? For real?“

Ich zucke mit den Schultern. Ich versuche zu überspielen, wie mich seine Frage kalt erwischt.

„Peut-être“, sage ich und ziehe mir grinsend die Kopfhörer auf. Aus dem Augenwinkel überprüfe ich, wie er darauf reagiert. Mit wissendem Blick fährt er sich durch die buschigen Brusthaare, die aus seinem offenen Hemd quillen. Er ahnt wohl, was ich später vorhabe, und rollt nachsichtig mit den Augen. Ich mag ihn. Die Dauerwelle, die Manschettenknöpfe, die Segelschuhe. Und: der Anzug. Ein Maßanzug aus bordeauxrotem Velours mit seidenem Einstecktuch in Altrosa. Immer und überall trägt er den. Vielleicht besitzt er nur den einen. Ihm könnte das nichts anhaben. Seine Filler sitzen besser als meine. Sein Triangle of Sadness hat nie die blassbläulichen Fleckchen um die Einstiche. In seinem Blick liegt Milde, die ich schätze, weil er nur selten etwas dafür will. Ich sehe, dass er etwas sagen möchte, aber ich kann ihn durch den lauten Monitorsound nicht mehr verstehen.



Und dann steht er plötzlich vor mir. Ich hatte gehofft, er stünde nicht auf der Guestlist. Mir gewünscht, er wäre noch auf Bali oder Ibiza oder sonst wo. Aber nein, so etwas lässt sich einer wie er nicht entgehen. In the flesh: Franky. Gekommen, um mir einen aufzuschwatzen. Durch den Bühnennebel drängelt er sich in mein Sichtfeld. Ein heterosexueller Hüne, der Frank Giersch heißt und mit Hornbrille verzweifelt dem Berliner Kulturmilieu zugerechnet werden

möchte. In der Kostümierung lässt sich das Dilemma seines Erwachsenenlebens ausmachen: von Motte und Westbam als junger Mann in den Neunzigern nie als Musiker, sondern Betriebswirtschaftler mit Plattensammlung missverstanden worden zu sein. Früher, noch als DJ Franky G, besetzte er in der Nachwendezeit Ostberliner Wohnhäuser, dann erfand er mit den anderen Saufnasen die Loveparade. Früher Zip-Off-Cargoshorts. Heute im lichtdurchfluteten Office mit Fischgrätenparkett in einem Schöneberger Altbau.

Frank will reden.

Ich sehe es ihm an. Es nervt, wie nah er mir kommt. Grob quetscht er sich in meinen Personal Space.

„Ich weiß schon. Aber geil ist das ganze Ding trotzdem“, sagt er und schaut runter auf den Dancefloor. „Ich mein, all under one roof und so.“

Ich bitte ihn darum, leiser mit mir zu sprechen. Mein Gehör sei hochempfindlich. Nur mit allergrößter Vorsicht dürfte man sich mir akustisch nähern. Dazu schaue ich ernst und lege mir die Hand auf den schweißnassen Oberkörper.

„So important“, sage ich.

Franky tut einfach so, als hätte er mich nicht gehört.

„Die haben die Kohle“, fährt er fort. „Hätte denen jede Zahl nennen können“, sagt er.

Ich nicke, damit er endlich geht.

„Dit ist Umverteilung“, sagt er. „Mason Fierce sieht dit auch so.“

Franky deutet mit dem Kopf nach rechts, von wo uns ein Langhaaramerikaner mit Franziskaner Weizenbier zuprotestet. Von ihm geht eine zwar schmuddelige, aber charismatische Aura von Ivy League aus.

„Mega Fan von dir“, sagt Franky, der jetzt zu verstehen scheint, dass ich keine Ahnung habe, wer das sein soll. „Mason“, wie er ihn von da an nur noch nennt, bezahle den

„ganzen Bums hier“. Er sei der Founder von Prometheus, falls ich das nicht wüsste, was kaum möglich wäre. Dann rattert er Masons Lebenslauf runter. Jüngster PhD seiner University. Longevity-Start-Up. Das „Face Of Green Capitalism“. Sohn tauber Immigranten. Death-Metal-Fan als Teenager. Als Contrarian und Venture-Capitalist reich geworden. „Der hat gecheckt, dass Techno das neue Ding ist“, sagt Franky. „Mason“ hätte darauf bestanden, mir den Slot zu geben. Ich solle später mit ihnen zum Dinner kommen. In der früheren Speisekammer des Königs. Francesca, eine junge Schauspielerin, die neben Mason steht – und die auch nicht aufhört, mich mit ihrem iPhone zu filmen, als ich ihr in die Augen schaue – käme auch. Sie bereite sich vor, im Biopic, von dem seit diesem Skandal in Cannes alle sprechen, den jungen Richard Wagner zu spielen. Giovanni, schiebt Franky nach, der stoße nach seinem Closing dazu, aber den würde ich ja kennen. Dann schmunzelt er, wie Heteros schmunzeln, wenn sie stolz auf sich sind, besonders progressiv zu sein. Und weil es schon zu spät ist, um mir an den Kehlkopf zu fassen, um eine Angina Pectoris vorzutauschen, bleibt mir leider nichts als zu nicken.

„Warum nicht“, sage ich.

Ich spüre, wie die Viewzahlen des Livestreams fallen. Der Peak der Party ist überschritten. Am Ende dieser Nacht brauche ich allerdings Videomaterial, das viral geht. In Point-of-View für TikTok. Als Vertical, um es als Instagram-reel zweitzuverwerten. In meinem Fall: ein Fail, der sich zu einem shareable moment entwickelt. Deshalb hat meine Agency veranlasst, Pierre, einen Nachwuchsschauspieler, zu engagieren. Er hat sich im Casting durchgesetzt. Blasse Haut, Sommersprossen, Vampirblick, enge Fetischwear. Über die letzten Tracks hat er sich zu mir ans DJ-Pult vorgearbeitet. Er wiegt sich lasziv zum Beat und verschafft sich

mit einem orientalischen Fächer frische Luft. Er platziert sich frontal vor der Kamera. Kurz haben wir Blickkontakt. Dann macht er, was wir besprochen haben. Eine Hand kommt dem CDJ nah. Ein Finger findet den Button, der die Musik stoppt. Es wird still. Niemand tanzt mehr. Erschrockene Blicke treffen mich. Ein Mann mit Taschenlampe kommt zu mir. Die ersten Zwischenrufe. Im Publikum richten sie jetzt Smartphones auf mich, wie wir es vorhergesagt haben. Ich schüttele deshalb nicht den Kopf, schubse Pierre, schreie ihn an oder werde hektisch oder gemein oder obszön, sondern lächle sanft und klopfe ihm souverän auf die Schulter.

„So sorry, so sorry“, heult er fast los und wirft sich mir an den Hals. Ich nehme ihn, den reuigen Sünder, tröstend in die Arme. Und als ich dann eigentlich ein frenetisches Klatschen erwarte, trifft mich etwas am Kopf. Es ist weich und stinkt nach Zigarettenrauch. Irgendjemand muss es nach mir geworfen haben. Ich taste meine Schläfe ab. Dann das Stoffstück. Eine erdbeerblonde Perücke, wie sie Marie Antoinette getragen hat. Ich sehe in die Gesichter um mich. Ich suche eine Interpretation der Situation. Doch da ist nur großes Schulterzucken. Ich sehe zu Pierre. Zurück in die Menge. Das Saallicht geht an. Ich sehe ihre Gesichter. Es sind viele. Ich kann ihre Ausdrücke nicht lesen. Ist der Perückenwurf ein Scherz? Mir wird schwindelig. Glauben sie uns etwa nicht?

Ich versuche im Gewühl um mich mit Philippe Blickkontakt aufzunehmen, aber kann ihn nirgends ausmachen. Und da, endlich, als mir nichts mehr einfällt und ich mir den Fetzen einfach aufziehe, brandet doch Applaus auf. Zuerst vorsichtig, dann immer wilder, klatschen sie. Da ist er, mein viraler Moment. Ich bin die Queen von Versailles. Trotzdem hatte ich es mir irgendwie anders vorgestellt. Irgendwie dachte ich, es würde sich anders anfühlen. Schon

jetzt, noch im Licht der Scheinwerfer, muss ich an später denken. An die Hotelsuite, in die sie mich bringen werden. An fehlende Endorphine. An die Ohren, in denen der Beat bis in die Morgenstunden nicht enden wird. An die Instagramstorys, durch die ich im Bett skippen werde. An den Ekel, den auch Quetiapinpillen nicht lindern, wenn ich mich darin erkenne. Was würde Maman sagen, wenn sie mich mit dieser Perücke sehen könnte? Was erzählt Götz seinem Stammtisch, warum ich immer noch nicht wieder heimgekommen bin?

Auf dem Weg ins Backstage hält man mir ein Smartphone ans Ohr. Es ist Drake.



Francesca Chukwuemeka singt ein altd deutsches Volkslied. Weit reißt sie den Mund auf und presst die Konsonanten zwischen den Lippen hervor. Die Mollakkorde, mit denen sie sich am Klavier begleitet, schwer und dramatisch. Es ist obvious, warum sie Schauspielerin wurde. Bomberjacke, darunter nur ein BH, von dem uns Donald rechts und Daisy Duck links zulächeln. Low-Rise-Baggiejeans, Creolenohrringe, goldene Siegelringe. Auf dem Kopf: ein Ritterhelm. Um sie stehen Philippe, daneben Frank, Mason, der Amerikaner, und Giovanni Karifrakis. Sie halten apricotfarbene Drinks in Händen. Zitrusfrüchte und Hochprozentiges in ihrem Atem. Als sie mich sehen, klatschen sie und tun so, als wüssten sie nicht, warum ein Pierre heute auf der Guestlist stand.

Nur Francesca klatscht nicht. Sie nimmt die Finger mit ernstem Blick von den Tasten und schüttelt den Kopf. „Was will die Tucke hier?“, sagt sie in fließendem Laussitz-sächsisch wie der große Meister. Allerdings nicht zu mir, sondern in den Raum hinein, als stünde ich nicht direkt

vor ihr. Da ich mich für mein Eintreten auch nicht entschuldige, sondern aufseufze, wie ich das mache, wenn ich grundsätzliches Missfallen mitteilen möchte, erhebt sie sich theatralisch von ihrem Klavierhocker. Sie zieht sich den Helm über den Kopf. Sie riecht nach diesem Vapeflavour, Blue Razz Lemonade. Kurz steht sie stumm vor mir. Und dann brüllt sie, weil ihr junger Richard Wagner jemand sein soll, der brüllt.

„Wer ist das?“

Weil ich ihr nicht antworte, sondern nur die Augen verdrehe, flippt sie aus.

„Rede!“, sagt sie. „Hast du kein Maul?“

Eine Stunde müsste ich mindestens absitzen, sagte die Agency. Nur eine Stunde. So schlimm werde es schon nicht werden, sagte die Agency. Ich bin anderer Meinung. Mir tun die Ohren weh. Die Vocals, Pianos, Drums, die Basslines und Crescendos ballern mir wie ferne Echos immer noch durch den Kopf. Ich will Ruhe. Ich will für mich sein. Da steht aber sie, Francesca, alias Richard Wagner. Sie schreit wieder. Wieder auf Sächsisch. Wochenlang hat sie es sich wohl von einem Tutor – einer armen Seele – beibringen lassen, um es uns präsentieren zu können. Ich ahne, sie wird während dieser Performance auf mich keine Rücksicht nehmen. Und als ich mich dann schon umdrehen will, um trotz der vertraglichen Situation zu Herzschlaggeräuschen aus der Meditationsapp im Hotel endlich wegzudämmern, hält mich Philippe am Arm zurück.

„Richard, vertrau mir, ihr beiden liebt doch die Musik“, sagt Philippe, um sie zu beruhigen. Wir kämen vom selben Planeten.

„So?“, fragt sie mich.

Ich kann das Kokain hinter ihren Pupillen wüten sehen.

„Du machst Musik?“

„Ja, Richard“, sagt Philippe für mich, weil ich weiterhin nicht weiß, wie ich sie ernst nehmen soll. Mir wird langsam klar, dass Francesca in der Method-Acting-Phase angekommen ist, bei der sie nicht mehr aus der Figur her austreten will. Sie isst nur noch, was er gegessen hat. Sie hat seine Zahnschmerzen. Seine Alpträume.

„Beweisen es“, sagt sie und dreht sich wieder zu ihrem Publikum, das außer ihr niemand im Raum sehen kann. Sie stemmt die Hände in die Hüften.

„Los, ans Klavier“, befiehlt sie mir. „Beethovens Neunte, du Banause.“

Während sich Franky und Mason und Giovanni – von dem ich keine Hilfe erwarte, weil ich ihn ghoste – ach so belustigt im Hintergrund halten, ist es Philippe, der die Situation entschärft. Wieder legt er ihr die Hand auf die Schulter.

„Champagner?“, fragt er.

Und da, voilà, ihr Furor wird von einem Gedanken überblendet, der ihr drängender vorkommen muss. Vielleicht lässt auch die Wirkung ihres Amphetamincocktails plötzlich und rapide nach.

„Schenke ein!“, sagt sie und tätschelt mir die Wange. Ich danke Philippe mit einem Seitenblick, und lasse sie mit demütiger Geste vor mir ein schnelles Glas Schaumwein vom Silbertablett pflücken, das ein Garçon herbeiträgt.

Wir nehmen an einem ovalen Eschenholztisch im ehemaligen Speisesaal des Sonnenkönigs unsere Plätze ein. Francesca Chukwuemeka, Giovanni Karifrakis, und Mason Fierce auf der einen Seite. Philippe am Kopfende. Er erhebt sein Glas. Früher lagerten hier Köstlichkeiten aus allen Departments, erzählt er. Loup de Mer aus der Bretagne. Ziegenkäse aus dem Baskenland. Rotwein der Gironde. Orangen der Côte d’Azûr. Rindswürste aus Lothringen. Heute baumeln keine Landschweinhälften mehr von der

Decke. Auch die Tapeten von damals sind herabgerissen. Um uns Beton. Brache Wände. Glasskulpturen des Designstudios Ella Einhell. An der Decke eine Installation aus Leuchtstoffröhren, die ich schon im Palais de Tokyo boring fand. Magentapinkes Licht fällt auf uns. An einer Wand das Klavier und ein Vintage-Ledersofa, ein Mid Century Walnut Sideboard von Gustaf Hiort Af Ornäs, an der anderen *Flow P7* von Gerhard Richter. Auf Porzellantellern vor uns der erste Gang: Le Tartan de thon rouge. Dazu Austern auf Trockeneis. Ich denke zuerst daran, wie ein Foto davon bei Instagram performen würde, aber verwerfe den Gedanken, weil der Dump für die Jahresrecap bereits kuratiert ist. Vor mir Muschelfleisch, Zitronenscheiben, marmorierte Kalkschalen. Darauf träufelt Leah Aubin, die Chefin aus dem Château Eza, den Cassislikör.

Sie hat kurze, platinblonde Haare. Durch die Nasenscheidewand bohrt sich ein Septum. Ihre Kochjacke ist schwarz. Die Austern, sagt sie, kämen aus einem Fischerdorf vor dem Mont-Saint-Michel, ihrem Heimatdorf an der Atlantikküste. Ihr Vater sei Fischer. Sie schmeckten fantastisch. Außerdem könne man nach ihrem Verzehr trinken wie ein normannischer Seemann. Das Salzwasser würde Kater unmöglich machen. Philippe wüsste, wovon sie spreche. Er und sie würden sich kennen, erzählt Leah Aubin, seit sie die Drecksarbeit in den Bistros im neunten Arrondissement machen musste.

„Mais, c’est perdue“, sagt sie und schenkt Weißwein ein. Als ich mir die Hand auf das Glas halten will, weil ich neuerdings Straight Edge bin und keinen Alkohol zu mir nehme, reicht sie mir eine Orangina. Im Interview mit der *ZEIT* habe ich von der Limonade kindisch geschwärmt. Eines der Fläschchen stellt sie vor mich.

„Enjoy“, sagt sie und dreht sich auf dem Weg in die Küche doch noch mal zu uns um. Wir sollten auf die Foies Gras

gespannt sein, die später frisch gereicht werde, sagt sie. Der ionisierte Essig aus dem Languedoc, den sie als Basis der Vinaigrette verwenden würde, sei eine Eigenkreation, die sie an uns testen wolle. Keine Sorge, das pelzige Gefühl auf der Zunge sei aber nicht giftig.

„Oder etwa doch?“, lacht sie.

Es ist mittlerweile spät in der Nacht. Wir haben Hunger. Also schlürfen wir gierig die fangfrischen Austern. Richard Wagner verschluckt sich an einem Schwall Salzwasser. Sie flucht auf Englisch, was uns andere dazu anspornt, sie dazu zu bringen, ganz aus ihrer Rolle zu fallen. Franky fragt nach ihrem „kleinen Richard“, wie er ihr Genital nennt. Woraufhin sie ihn kühl als Sodomisten bezeichnet. Giovanni stellt Fragen zu ihrem Dresdner Aufwachsen. Woraufhin Francesca, die Tochter eines britischen Regisseurs, uns vom Hunger erzählt, den sie damals als Bub auf Thüringer Bratwürste gehabt hätte. Dass die Mutter sich nur Kohl leisten konnte. Immer nur Kohl, wiederholt sie durchaus glaubhaft, und Mason fällt fast vom Stuhl, weil ein Lachanfall seinen voluminösen Körper durchschüttelt. Wieder rollt Francesca Chukwuemeka das R. Sie macht die Is zu Üs. Sie erzählt von Vater und Stiefvater, die früh verstorben seien. Es wird klar, wie Francesca ihren Richard Wagner anlegen will: das junge, leidende Genie. Zwischen uns entwickelt sich ein zuerst vorsichtiges, dann mutigeres Gespräch über ihre Besetzung als weiblich gelesene Person in der Rolle einer männlich gelesenen Historienfigur. Zwischen uns allen herrscht ein Konsens über die Notwendigkeit solch drastischer Maßnahmen. Mason, Giovanni, Philippe, Franky und ich stimmen überein, dass wir Francesca Chukwuemeka als Richard Wagner für die richtige Besetzung halten. Das könne aber nur ein Anfang sein. Die Kulturbranche wäre misogyn. Einen Platz am Tisch müssten sich Frauen hart erarbeiten. Und als gebeizter Lachs

und Wachteleier an einer Sauce Bernaise gereicht werden, bedauern wir in gemeinsamer Betroffenheit, wie langsam die gute Sache vorangehe.

„Fuck the patriarchy“, sage ich.

„Fuck the patriarchy“, sagt Francesca, die mittlerweile eine historisch zumindest umstritten woke Interpretation Richard Wagners für uns uraufführt. Das sei aber nicht nur ein Problem im Film, lächelt sie in die Runde. Und in diesem Moment habe ich kurz das Gefühl, sie will eigentlich noch mehr sagen, aber vielleicht täusche ich mich damit auch. Sie räuspert sich, da übernimmt Franky das Wort. Als Mann müsse man sich zurücknehmen, sagt er. Er lerne – und das Folgende sagt er so, als wüsste er gar nicht, wie er es anders sagen sollte –, er lerne von seinen „Praktikant*innen“. Den Glottisschlag betont er besonders und lässt ihn nachhallen. Er sei beeindruckt, mit welchem Idealismus junge Menschen ihre sechzig Wochenstunden in der Agentur „durchpowern“ würden. Bis in die Nacht säßen die am Schreibtisch. Auch wenn er nicht mehr 12,50 Euro die Stunde bezahlen könne, schreibe er den „Praktikant*innen“ – wieder der Glottisschlag – vorzügliche Zeugnisse.

„You’re clearly a saint“, unterbricht ihn Philippe. Dafür erhebt sich von seinem Stuhl. Er knöpft sich seinen Veloursanzug feierlich zu. „Mes Lutins“, setzt er an, „meine Wichtel, die Zeit ist gekommen für die Bescherung.“

Erste irritierte Blicke fliegen über den Tisch. Erst Kichern. Dann Stille. Philippe genießt es, wie sie nicht wissen, was jetzt kommt. Außer mir, der ihn lange genug kennt, saßen sie noch nie mit ihm in so einer Runde kurz vor Neujahr. Auch dieses Mal – ich hatte das befürchtet – kann er auf sein Ritual nicht verzichten. Eine Tradition, die „La Contessa“ über Jahrzehnte kultivieren konnte. Eine berühmte Tradition, die Freundschaften zerbrochen, aber Dinnervesellschaften stets bestens unterhalten hat.

Also, er wird ihnen reihum ihr Horoskop für das kommende Jahr präsentieren. Es wird aber anders sein als in diesen Magazinen, die sie kennen. Er liebt es, dafür ein Glas Champagner zu viel getrunken zu haben.

„Alors, Mason“, sagt er. „Eigentlich sind wir nur wegen dir hier.“ Es sei sein Konzern, der den selbstfahrenden elektrischen SUV, den Prometheus, auf den Markt bringe. „C’est vrai?“, sagt er und schaut zu ihm hinüber.

„Like always“, sagt Mason Fierce, der einen Kapuzenpullover der Stanford University übergezogen hat. Amerikanisch strahlt er über das ganze Gesicht und verknötet sich Haarbüschel zu einem Bun. Die dreckigen Fingernägel. Die fettigen Strähnen. Der groteske Bierbauch. Seine talgige Haut. Ohrläppchen, die glühen, als würde sein CBD-Gummy kicken. Eigentlich sieht er aus wie ein armes Würstchen. Trotzdem scheint ihn ein bedingungsloses Selbstvertrauen zu tragen. Ich würde ihn an jedem anderen Ort der Welt für einen Loser halten. Hier strahlen sie ihn aber an wie einen jungen Gott.

„Als Gemini“, sagt Philippe zu ihm, „werden dich Neugier und Nervenstärke auf deiner Journey leiten.“ Zuerst wirkt er jovial, und wenn man nicht wüsste, was kommt, fast freundschaftlich. Er nennt Mason ein Wunderkind. Er sei ein Philanthrop. Das neue Stammwerk, die Titanfactory 7, bei San Felipe del Agua in Oaxaca, habe Tausende Arbeitsplätze geschaffen. Es sei ein Segen für die Region.

„600 000 hectares? C’est vrai?“, fragt er und wartet dann seine Antwort aber nicht ab. Seit sich Prometheus in der Region niedergelassen hätte, entstünden Straßen und Einkaufszentren mitten im Regenwaldgebiet, wo Menschen in Blechhütten gelebt hätten. Da könne er nur zu gut verstehen, dass Mason ein Bataillon ehemaliger Navi-Sealsoldaten angeheuert hätte, um die Sicherheit der Arbeiten vor Ort zu gewährleisten. Er verstünde nicht, warum

Mason das vor Medien geheim halten wolle. Dafür müsse man sich nicht schämen. Es könnte nicht angehen, dass einige wenige Aufrührer, die aus fadenscheinigen Gründen eine Gewerkschaft gründen, den Wohlstand der Vielen gefährden. Das Wort „Selbstjustiz“ dramatisiere, was sich da im Süden Mexikos zugetragen hätte. Die Ex-Soldaten hätte nur für Ordnung gesorgt. Masons Herrscherplanet, der Mars, würde ihm die Kraft verleihen, um das Problem endgültig zu lösen. Die Konjunktion von Uranus und Venus im Frühsommer stimuliere seine Fantasie.

„Incroyable“, sagt Philippe.

Und als ich sehe, wie Masons Blick sich verfinstert, spüre ich das Pochen im Mittelohr wieder. Mit dem Zeigefinger fahre ich tief in den Gehörgang, bis ich Widerstand spüre. Es ist, denke ich jetzt, eher ein Hämmern als ein Pochen, als würde ich die Bassdrum von der Party noch immer hören. Ich will den Druck lösen, indem ich mir die Nase zuhalte wie ein Taucher, und trotzdem versuche, durch sie auszuatmen. Es hilft nicht. Der Tigerbalsam, dessen beruhigenden, ätherischen Ölen ich in solchen Situationen sonst vertraue, liegt im Hotelzimmer, ärgere ich mich. Da höre ich Philippe wieder. Irgendein Reservoir. Irgendwas mit Bohrungen. Niemand am Tisch kann ihm mehr folgen. Ich sehe Gesichter, die auf Smartphones schauen. Nur Mason nicht. Auch wenn er schlauer sein mag als wir anderen zusammen, hat er das nicht kommen sehen. „A huge success, the stars tell us“, sagt Philippe.

„We will see“, sagt Mason kühl. Und weil er dann plötzlich einen ganz wichtigen Anruf bekommt, den Raum verlässt und sogar den ionisierten Essig verpasst, kommt Philippe auf Frank Giersch zu sprechen. Der sei Wassermann, aber das wüsste Franky. Mercury stünde in Retrograde für ihn. Was das heiße, wäre klar.

„Vrai, Franky?“, fragt Philippe.

„Da hamse mich aber jetzt, monsieur“, berlinert der zurück und nimmt seine Hände vom Tisch in die Höhe, als würde man ihn verhaften. Franky ist einer von diesen Wendegewinnern, der im Speckgürteleinfamilienhaus mit Seezugang so schamlos wurde, jede Erniedrigung zu ertragen, wenn sie finanziell nützt.

„Bali wird klappen“, sagt Philippe.

„Bali klappt schon“, sagt Franky und zwinkert souverän in die Runde. Er und seine Ex-Frau Jutta haben im Norden der Insel ein Retreat auf eine Anhöhe bauen lassen. Männliche Energy, Inner-Child-Meditation, Urschreitherapie, Ayahuasca, Tantra-Massagen.

Doch bevor ihn Philippe weiter quälen kann, ist da plötzlich Frédéric, sein blutjunger Assistent, der ihn unterbricht. Von der Seite ist er in den Raum hereingestürmt. Ein Student mit hohen Wangenknochen, der einen Headsetknopf im Ohr hat. Natürlich sehr schön, wie alle Assistenten von Philippe. Mit einer kurzen Geste grüßt er in die Runde. Rasch lehnt er sich zu ihm hinunter und flüstert ihm etwas ins Ohr. Sie tauschen einen Blick. Dann faltet Philippe die Hände vor sich und steht von seinem Stuhl auf.

„Un moment“, sagt er und verschwindet hinter Frédéric aus dem Zimmer. Man hört sie diskutieren, bis sich Schritte entfernen.

Wir sehen zu Franky, der ach so close mit Mason sein wollte. Er verzieht nur die Mundwinkel. Die Hände abwehrend vor dem Körper gestapelt.

„Toshiba“, sagt er in unser Schweigen hinein. Und meint damit die Klimaanlage an der Zimmerdecke, weil er wohl vorliest, was er vor sich im Raum sehen kann.

„Die ohne Sensoren“, bricht Francesca das Method-Acting jetzt also endgültig ab. Ihr Partner, der auch ihr Manager sei, und sie, hätten sich für die Maisonettewohnung in

Covent Garden für eine Daikin entschieden. Ururu Sarara, der Chefingenieur, sei ein Genie. Das Gerät analysiere über die feine Sensorik, wo sie sich befinden würden, und blase Luft an das Target. Über eine App ließe sich das manuell steuern. Sie wüsste gar nicht, wie sie die Londoner Sommer ohne ihre Daikin noch aushalten sollte.

„Und die Air Rate?“, fragt Franky. „In Bali kriegen wir den Outdoorbereich nicht mehr runtergeköhlt.“

„0,19 Kubikmeter“, sagt Francesca.

„Sound Pressure?“, fragt Franky.

„Unter 32 Dezibel“, sagt Francesca.

„Insane“, sagt Giovanni. Es ist sein erstes Wort an diesem Abend. Seine Hitachi verfüge über den Ionengenerator, der die Luft zudem filtere, sprudelt es aus ihm. Auf Mykonos liefe ihre Hitachi von Anfang März bis Ende Oktober, sagt er stolz. 23,5 Grad Celsius sei die perfekte Temperatur für Innenräume. Das hätte evolutionäre Gründe. Sein Leibarzt sage das auch. Er spüre jedes Zehntel. Da wäre sein Körper mittlerweile sensibel, sagt Giovanni. Dieser Wärmegrad müsse voreingestellt sein, wenn er in die Suite komme.

Spätestens jetzt bin ich über ihn endgültig hinweg.

„Ich mag ja vor allem Körpertemperatur, Darling“, sagt Philippe lasziv, als er wieder zu uns hereinkommt. Seine Laune hat sich verändert. Seine feisten Backen glühen. Alles merveilleux, alles marvellous. Weil auch Mason plötzlich happy hinter ihm hereinspurtet, kann Leah Aubin den nächsten Gang servieren: Pochierte Taube, crunchy Semolina Chickpea, spicy Merguez. Francesca, die Pause von Richard Wagner macht, isst nur die Erbsen. Ich weiß, was Franky dazu sagen wird, wenn er noch ein Glas Champagner mehr trinkt. Weil Männer seiner Generation davon ausgehen, die übrig gebliebene Rindswurst auf einem fremden Teller ginge sie persönlich etwas an. Leider weiß ich

auch, was passiert, wenn er es so tun würde, wie er es tun möchte. Francescas Gerechtigkeitssinn, oder das, was sie dafür hält, wäre getriggert. Plötzlich ginge es nicht mehr nur um diese gottverdammte Merguez. Auch Philippe weiß das alles selbstverständlich.

„Die 3D-Swing-Funktion ... fucking love it“, sagt er deshalb. Er habe das vorher nur am Rande mitbekommen, aber auch er sei happy mit seiner Daikin. Die Funktion verteile die Luft herrlich in den Räumen. Das sei seine Sommerfrische. Im Wallis wäre es schon im Juni nur noch unerträglich. Er sei das Schwitzen leid. Ein Mann seiner Grazie sollte nicht schwitzen. Wie sehe das denn aus?

Und da, endlich, werden Espresso herangezogen. Der letzte Gang. Das Dessert: Pavlova aux fruits rouges. Von Weinbrand aus der Gascogne getränkte Erdbeeren und Himbeeren und Brombeeren und Canneberge und Myrtilles und Litchi auf Mascarponecreme. Wir bedanken uns mit großen Gesten bei Leah Aubin. Auch ich. Und das nicht aus performter Demut heraus, was mich selbst für mich und mein Leben grundsätzlich optimistisch werden lässt.

Als wir uns anschließend erschöpft von den Stühlen erheben, um uns in getrennten Limousinen vom Shuttle-service in Innenstadthotels chauffieren zu lassen, hat Mason Fierce, das Schlitzohr, noch etwas für uns. „Reine Formsache“ nennt er den Papierstapel, den er zwischen leeren Tellern und Gläsern auf dem Tisch ausbreitet. Ein NDA, ein Non-Disclosure-Agreement, eine Geheimhaltungsvereinbarung für unser Abendessen, die wir reihum unterschreiben sollen. Es wundert mich, weil ich Mason Fierce für den digitalen Typen gehalten habe. Eine App, ein QR-Code, meinetwegen ein PDF – aber Papier und ein Montblanc? Uns wird untersagt, Anwesende öffentlich zu zitieren oder Informationen an Nichtanwesende weiterzugeben. Für einen Verstoß gegen diese Verpflichtungen

zur Vertraulichkeit sei die betroffene Partei berechtigt, von der gegen diese Vereinbarung verstoßenden Partei eine Vertragsstrafe in Höhe von 100 000 Dollar zu fordern.



Ich lasse mich ins Vegan-Nappa-Leather zurücksinken. Draußen vor dem Fenster der Bois de l'Homme Mort. Das Hologramm der Straßenkarte schwebend vor mir in der Luft. Es aktualisiert sich in Echtzeit. Ich tauche in die Île de France ein. Im Norden Sèvres und Issy-les-Moulineux. Die rote Linie switcht. Wir ändern die Route. Ein Streckenabschnitt, der durch einen der Vororte führt, scheint gesperrt zu sein. Wir biegen in einen Tunnel ab, der uns in den Südosten von Paris bringen soll, und ich überlasse den Algorithmen, die den Wagen lenken, ob wir sicher ankommen. Durch das Panoramafenster des SUVs, die wie eine Kameralinse aus Panzerglas über das Carbonegehäuse des Fahrzeugs gespannt ist, sehe ich über mir Neonleuchten hinwegzischen. Wir fliegen durch ein Gewitter aus wilden Blitzen.

Ich habe mich gegen das Grandhotel Le Narcisse Blanc entschieden. Der Grund: Thibaut, ein Fitnessinfluencer. He/Him, 37, geschieden, Vater. Ich habe ihn nach Leah Aubins Hauptgang bei Raya gematcht. Er schreibt nicht so devot, wie das manche machen, nachdem sie mich gegoogelt haben. Gosh, auch nicht so hoffnungslos horny wie andere Männer seines Alters in dieser Datingapp. Ich will ihn bei einem illegalen Warehouse-Rave zum ersten Mal treffen. Ich halte mich im Chat bisher zurück, damit er – falls es nicht so laufen sollte, wie er sich das erhofft – keine Screenshots meiner Nachrichten posten kann. Ich habe ihn nur angeschrieben, weil ich es nicht mehr ertragen konnte,

Franky über digitales Detox referieren zu hören. Das war vor zwei Stunden. Trotzdem will er schon wissen, wo ich aufgewachsen bin, ob ich eine glückliche Kindheit hatte und wann ich meine Schwester über die Weihnachtsfeiertage sehen würde.

Geht's noch?

Als ich mir die Sache eigentlich schon anders überlege, schickt er ein Foto. So eines, das sich nach dem Betrachten löscht. Eines ohne Gesicht, ohne Tattoos. Eine Jeans mit verräterischer Falte. Dazu sein Standort. Dreizehn Kilometer zwischen uns. Überaus detailliert beschreibt er mir, was er anhaben wird. Ich antworte ihm, überaus detailliert, was ich nicht mehr anhaben werde. Er schreibt, er habe Poppers. Davon ginge ich aus, erwidere ich. Er schreibt, à plus. Ich lege das Smartphone weg und spüre die Stille im Wagen noch intensiver.

Der Prometheus lässt den Bobigny-Tunnel und den Parc Valée aux Loups hinter uns und biegt auf die A86 Richtung Berny ab. Mit einer wischenden Handbewegung öffne ich vor mir in der Luft ein Browserfenster. Ich skippe auf dem Hologrammscreen durch Accounts. Ich sehe mich in Instagramstorys. In Vintage-Yves-Saint-Laurent, shirtless, kahlrasierte Haare, pastellrosa Unterarmnarben und eine Schneidezahnlücke, in die ich mit der Zunge fahre, wenn ich an mein Heimatdorf denke. Ich fische in der Luft nach Melodien, die ich nicht finden werde, oder spreize die Arme wie am Kreuz. Ich, kokettierend mit der Rolle des super-coolen DJs. Ich weiß sofort wieder, warum ich diesen Account so oft gelöscht, dann reanimiert habe, um ihn erneut zu löschen. Und ich weiß, warum ich jedes Mal denke, das wäre das letzte Mal.

Parallel biete ich in anderen Browsertabs auf Samurai-schwerter, und scrolle durch Kriegsbilder schwerverletzter